



Raphael Soyer: »Büromädchen«

Lawrence Block (Hg.)

DAS MÄDCHEN MIT DEM FÄCHER

Stories nach berühmten
Kunstwerken

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Frauke Czwikla*

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Alive in Shape and Color« bei Pegasus Books, New York, N.Y.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Zusammenstellung und Vorwort © 2017 Lawrence Block
Sicherheitsregeln © 2017 Jill D. Block
Pierre, Lucien und ich © 2017 Lee Child
Das Mädchen mit dem Fächer © 2017 Nicholas Christopher
Die dritte Tafel © 2017 Michael Connelly
Ein bedeutender Fund © 2017 Jeffery Deaver
Charlie, der Friseur © 2017 Joe R. Lansdale
Georgia O'Keeffes Blumen © 2017 Gail Levin
Ampurdan © 2017 Warren Moore
Orange steht für Qual, Blau für Wahnsinn © 1988 David Morrell
Die schönen Tage © 2017 Joyce Carol Oates
Die Wahrheit entsteht dem Brunnen, um die Menschheit zu beschämen © 2017 Thomas Pluck
Die große Welle © 2017 S. J. Rozan
Denker © 2017 Kristine Kathryn Rusch
Gaslicht © 2017 Jonathan Santlofer
Blut in der Sonne © 2017 Justin Scott
Die große Stadt © 2017 Sarah Weinman
David © 2017 Lawrence Block
Published in agreement with the author, c/o
BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

Deutsche Erstausgabe November 2018
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Jutta Ressel
Covergestaltung: Network! Werbeagentur, München
Coverabbildung: Heritage-Images / The Print Collector / akg-images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: APPL, aprinta druck, Wemding
ISBN 978-3-426-28213-7

INHALT

Lawrence Block:
VORWORT: EHE WIR BEGINNEN ...
9

Jill D. Block
SICHERHEITSREGELN
17

Lee Child
PIERRE, LUCIEN UND ICH
37

Nicholas Christopher
DAS MÄDCHEN MIT DEM FÄCHER
49

Michael Connelly
DIE DRITTE TAFEL
69

Jeffery Deaver
EIN BEDEUTENDER FUND
81

Joe R. Lansdale
CHARLIE, DER FRISEUR
99

Gail Levin
GEORGIA O'KEEFFES BLUMEN
123

Warren Moore
AMPURDAN
133

David Morrell
ORANGE STEHT FÜR QUAL, BLAU FÜR WAHNSINN
145

Joyce Carol Oates
DIE SCHÖNEN TAGE
185

Thomas Pluck
**DIE WAHRHEIT ENTSTEIGT DEM BRUNNEN,
UM DIE MENSCHHEIT ZU BESCHÄMEN**
207

S. J. Rozan
DIE GROßE WELLE
233

Kristine Kathryn Rusch
DENKER
243

Jonathan Santlofer
GASLICHT
273

Justin Scott
BLUT IN DER SONNE
297

Sarah Weinman
DIE GROÙE STADT
315

Lawrence Block
DAVID
333

BILDNACHWEIS
349

Vorwort

EHE WIR BEGINNEN ...

An dieser Stelle, geneigter Leser, steht das Vorwort, wie ich es ursprünglich schrieb:

Monate vor der Veröffentlichung von *In Sunlight or in Shadow* (Deutsche Ausgabe: *Nighthawks. Stories nach Gemälden von Edward Hopper*) im Dezember 2016 war bereits klar, dass das Buch ein Erfolg werden würde. Das Pantheon der Autoren hatte ein erstaunliches Spektrum an Stories geliefert, und die enorme Begeisterung bei Pegasus Books selbst garantierte eine wunderbare Ausgabe.

Was also sollte ich nun als Zugabe vorschlagen?

Kurzfristig dachte ich darüber nach, dieselbe Kombination noch einmal zu versuchen, einen weiteren Band mit von Hopper inspirierten Geschichten, entschied mich aber rasch dagegen. Der Mann hat uns zahlreiche Werke hinterlassen, und es ließen sich zig Gemälde nennen, die ebenso mühelos Geschichten evozieren wie diejenigen, die bereits ausgewählt wurden, aber mir war klar, dass eine Reise zu dieser Quelle reichte.

Welcher andere Künstler könnte also in einem zweiten Band an die Stelle Edward Hoppers treten?

Unzählige Namen tauchten auf, doch keiner davon schien vielversprechend. Jedes Mal konnte man sich vorstellen, dass eine Geschichte einem der Gemälde des genannten Künstlers entsprang. Andrew Wyeth, Piet Mondrian, Thomas Hart Benton, Jackson Pollock, Mark Rothko – jeder dieser Meister, ob gegenständlich oder abstrakt, vermochte eine einzelne faszinierende Geschichte zu inspirieren. Aber ein ganzes Buch?

Das was mir nicht ersichtlich.

Doch dann fiel der Groschen. Vielleicht ließ sich ja mit einer Reihe von Künstlern erreichen, was ein einzelner nicht hergab?

Siebzehn Schriftsteller, die siebzehn Geschichten schrieben, die auf siebzehn Bildern basierten – jedes von einem anderen Künstler.

Alive in Shape and Color (Deutsche Ausgabe: Das Mädchen mit dem Fächer).

Der Titel gefiel mir nicht so gut wie der erste Band *In Sunlight or in Shadow* – und tut es bis heute nicht, wie ich gestehen muss. Aber für den Anfang genügte er.

Ich atmete tief durch, goss mir einen Kaffee ein und begann eine Mail an die potenziellen Autoren zu entwerfen.

Die Einladung, einen Beitrag für eine Anthologie zu schreiben, ist eine Ehre, richtig?

Tja, selbstverständlich. Und doch stelle ich fest, dass mir dazu der Besucher einfiel, der irgendwie den Zorn der örtlichen Bevölkerung erregte, sodass einige ihrem Unmut Ausdruck verliehen, indem sie den Burschen teerten, federten und mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagten.

»Trotz der Ehre, die mir zuteilwurde«, berichtete er, »hätte ich es vorgezogen, die Stadt auf konventionellere Weise zu verlassen.«

Die Ehre einer Einladung zu einer Anthologie birgt ihre eigenen Tücken. Man muss etwas schreiben, und die Bezahlung für die aufgewandte Zeit und Mühe ist im Wesentlichen symbolisch. Mir ist immer bewusst gewesen, dass die Bitte um eine Geschichte eigentlich die Bitte um einen Gefallen bedeutet.

Selbstverständlich gereicht so ein Beitrag dem Autor gelegentlich zum Vorteil. Wenn ich auf die Stories zurückblicke, die ich für Anthologien anderer Herausgeber geschrieben habe, gibt es vieles, wofür ich dankbar bin. Ein paar Geschichten über eine fröhlich mörderische junge Frau, alle beinahe mürrisch für Anthologien von Freunden von mir verfasst, führten zu dem Roman *Getting off*. Eine Kurzgeschichte, die ich vor langer Zeit für eine Sammlung von Privatdetektiv-Stories zugesagt hatte, bewirkte die Wiederbelebung meines Helden Matthew Scudder, obwohl ich schon zu der Überzeugung gelangt war, dass ich nichts mehr über ihn zu schreiben wusste. (Diese Kurzgeschichte – *Im frühen Licht des Tages* heißt sie – war mein erster Verkauf an den *Playboy*, gewann meinen ersten Edgar Award, wuchs sich zu *Nach der Sperrstunde* aus und führte im Lauf der Jahre zu weiteren acht Kurzgeschichten und einem Dutzend Romanen über Mr Scudder.)

Weshalb ich nicht sagen kann, dass ich die Einladungen, die ich erhielt, bedaure. Dennoch spreche ich sie selbst nur zögerlich aus, da ich genau weiß, dass sie gewissermaßen immer eine Zumutung darstellen.

In diesem Fall wusste ich allerdings genau, bei wem beginnen. Ich lud alle sechzehn Autoren der ersten Anthologie ein. Mit ihnen zu arbeiten war ein Vergnügen gewesen, und ihre Stories waren erstklassig – ich konnte nur hoffen, dass zumindest einige von ihnen sich noch einmal auf diese Fron einlassen würden.

Megan Abbott musste passen, weil sie zu viel Arbeit auf dem Tisch hatte. Stephen King, der mich überrascht hatte, weil seine Liebe zu Hopper ihn zur Mitarbeit an der ersten Anthologie verführte – und dessen Story ihm eine Edgar-Nominierung einbrachte –, konnte dieses Mal widerstehen. Robert Olen Butler gefiel die Idee von *Das Mädchen mit dem Fächer*; er wählte einen Künstler und ein Gemälde, musste dann jedoch aussteigen, als er erfuhr, dass sein Verleger ihn zu einer langen Lesereise verpflichtet hatte, die ihm die notwendige Zeit raubte.

Doch alle anderen akzeptierten.

Ich muss gestehen, dass mich das total überraschte. Ich verschickte ein paar weitere Einladungen an David Morrell, Thomas Pluck, S. J. Rozan und Sarah Weinman. Auch sie nahmen an.

Alle Stories für den ersten Band waren neu, also speziell für diese Sammlung geschrieben, und *Das Mädchen mit dem Fächer* war genauso konzipiert. David Morrell erwiderte auf meine Einladung, dass ihm die Idee gefiel, er seine Story aber schon vor dreißig Jahren geschrieben hatte. Er schickte mir *Orange steht für Qual, Blau für Wahnsinn*, und mir fiel nicht schwer zu begreifen, was er meinte. (Ebenso mühelos zu begreifen war, warum er nach der Veröffentlichung damit den Bram Stoker Award gewann.)

Möglicherweise haben einige von Ihnen Davids Geschichte also schon einmal gelesen. Ich glaube nicht, dass es Ihnen etwas ausmacht, dies erneut zu tun.

Sie könnten sie als Bonus betrachten, da wir diesmal achtzehn Stories haben, eine mehr als in der ersten Anthologie. Ich empfand das nicht als Problem, und die lieben Leute bei Pegasus auch nicht.

Achtzehn Stories? Hm, sagen wir lieber sechzehn.

Eine Sache beim Schreiben ist, dass es nicht immer so läuft wie gehofft. Nur sehr selten entstehen Anthologien, bei denen kein Autor scheitert, den zugesagten Beitrag zu liefern.

Bei der ersten Anthologie war es genauso. Einer der Autoren suchte sich ein Bild aus und versprach, eine Geschichte zu schreiben, aber eine

Häufung persönlicher Probleme ließ keine Arbeit zu, egal welcher Art. Als er uns in Kenntnis setzte, dass er einfach nicht würde abgeben können, hatten wir uns bereits die Bildrechte an dem von ihm gewählten Gemälde *Cape Cod Morning* gesichert. Wenn wir schon die Geschichte nicht haben konnten, dann wenigstens das Bild – wir nutzten es als Bonus im Vorsatz.

Bei dem vorliegenden Projekt war es Craig Ferguson, der einfach nichts abliefern konnte. Er hatte sich ein Gemälde von Picasso ausgesucht, aber die Story kam nicht, seine Planung wurde immer haarsträubender, und zusätzlich musste er noch Zeit für eine neue Sendung auf Sirius XM aufbringen. Er entschuldigte sich ausdrücklich und sagte, er hoffe auf mein Verständnis.

Ich verstand ihn nur allzu gut.

Weil ich selbst nicht in der Lage war, eine Story zu schreiben.

Ich hatte mir schon sehr früh ein Bild gewählt, ungefähr zu der Zeit, als ich begann, die Einladungen zu schreiben. Meine Frau und ich besuchten eine Porträtausstellung im Whitney in New York, und ein Ölgemälde von Raphael Soyer ließ mich wie angewurzelt stehen bleiben. Ich hatte es noch nie gesehen, wusste nahezu nichts über den Maler und dachte, es wäre eine ebenso perfekte Quelle literarischer Inspiration wie ein Werk von Hopper.

Am Ende reichte es für ungefähr tausend Wörter. Aber mir gefiel nicht, was ich geschrieben hatte, und ich konnte nicht erkennen, wohin das überhaupt führen sollte.

Nun, meine erste Geschichte habe ich 1957 verkauft, demnach mache ich das also schon seit sechzig Jahren. Doch in letzter Zeit drängt sich mir die Botschaft auf, dass ich es vielleicht gar nicht mehr kann. Vor ein paar Jahren schien mir, dass ich möglicherweise bereit sein könnte, keine Romane mehr zu verfassen, und obwohl ich seitdem ein oder zwei Bücher veröffentlicht habe, rechne ich nicht damit, noch ein weiteres zu schreiben. In den letzten Jahren gab es einige wenige Kurzgeschichten und Novellen, und vielleicht werden es in der Zeit, die mir bleibt, noch mehr – aber vielleicht auch nicht.

Und das ist in Ordnung so.

Hätte ich die von Soyer inspirierte Geschichte jemand anderem zugesagt, hätte ich mich längst voller Bedauern entschuldigt. Aber es schien mir unverzeihlich, mein eigenes Buch im Stich zu lassen, und so rannte ich mit dem Kopf länger gegen die sprichwörtliche Wand, als geboten war. Schließlich dämmerte mir, dass ein Buch mit so ausge-

zeichneten Geschichten von so erstklassigen Schriftstellern seinen Weg in die Welt auch ohne einen Beitrag von mir machen würde.

Und nur weil ich daran gescheitert bin, eine Story zu schreiben, heißt das ja nicht, dass Sie ohne das Bild auskommen müssen. Ebenso wie *Cape Cod Morning* als wunderbares Frontispiz der ersten Anthologie diente, erfüllt *The Office Girls* diese Funktion in schönster Weise nun bei diesem Titel. Und wie zuvor lade ich Sie alle ein: Erfinden Sie Ihre eigene Geschichte zu Raphael Soyers stimmungsvollem Gemälde. Denken Sie sich eine Story aus – und falls Ihnen so etwas liegt, schreiben Sie sie auf.

Aber schicken Sie sie nicht an mich. Ich bin hier fertig.

Und das wäre es gewesen, hätte mir nicht Warren Moore, dessen von Salvador Dalí inspirierte Geschichte einer der besonderen Schätze ist, die Sie erwarten, eine Mail geschrieben. Er erinnerte mich daran, dass ich vor zwanzig Jahren eine Kurzgeschichte verfasst hatte, die die Bedingungen von Das Mädchen mit dem Fächer bequem erfüllte. David entstand aus meiner ersten Begegnung mit einer Kopie von Michelangelos Statue im Delaware Park von Buffalo, als ich ein Teenager war, und die Erinnerung wurde 1995 während eines Besuchs in Florenz beim Anblick des Originals wieder lebendig: Matthew Scudder ist zusammen mit seiner Frau Elaine in Florenz, als eine zufällige Begegnung mit dem Täter eines alten Falls ihm offenbart, was Paul Harvey das »Ende der Geschichte« zu nennen pflegte – eine Geschichte, die in Buffalo ihren Anfang nimmt, in New York weitergeht und am Ufer des Arno endet.

Perfekt für die Sammlung, aber durfte in diesem Buch eine weitere bereits veröffentlichte Story erscheinen? Ich hatte gute Argumente pro und contra, weshalb ich die Entscheidung Claiborne Hancock bei Pegasus überließ, der sich ohne zu zögern dafür entschied. Und so enthält Das Mädchen mit dem Fächer nun siebzehn Geschichten, in denen sich in der Skulpturengalerie Michelangelos David zu Rodins Denker gesellt.

Raphael Soyers Büromädchen jedoch haben wir als Frontispiz beibehalten, ein zusätzliches Gemälde, das Sie vielleicht zu inspirieren vermag – was bei mir leider nicht so recht der Fall war.

Lawrence Block

Jill D. Block lebt in New York, wo sie abwechselnd als Schriftstellerin und Anwältin arbeitet, allerdings nicht zwingend in dieser Reihenfolge. Beim Schreiben lässt sie sich von ihrer Umgebung inspirieren – in diesen Fall von Art Frahms Gemälde *Remember All the Safety Rules*, das in ihrer Wohnung hängt. Im Gegensatz dazu ist der Antrieb für ihre anwaltliche Tätigkeit die Angst vor Kündigung. Kurzgeschichten von ihr erschienen in *Ellery Queen's Mystery Magazine* sowie in den Anthologien *Dark City Lights* und *In Sunlight or in Shadow* (dt. *Nighthawks. Stories nach Gemälden von Edward Hopper*). Sie ist gefährlich nah daran, ihren ersten Roman zu beenden (der, wie sie gesteht, ihr einziger bleiben wird, es sei denn, sie schreibt einen zweiten).



Art Frahm: »Sicherheitsregeln«

Jill D. Block
SICHERHEITSREGELN

TAG EINS

Es war mein drittes Mal, und ich wusste genau, was mich erwartete. Ich fuhr früh in die Stadt, damit ich noch bei Starbucks vorbeischaun konnte, nachdem ich aus der U-Bahn gestiegen war. Ich war um 8.55 Uhr oben im angegebenen Saal. Ich fand einen Sitz, holte meine Zeitschrift heraus, überblätterte die Modeanzeigen und hatte bereits einen guten Teil von Graydon Carters Artikel über Trump gelesen, als es losging. Die Dame wies uns an, unsere Karten an der perforierten Kante abzutrennen, und nachdem sie die Abschnitte eingesammelt hatte, schaltete sie das Einweisungsvideo an.

Ich war nicht im Geringsten überrascht, als ungefähr dreißig Minuten nach Ende des Videos ein Gerichtsdienner die erste Gruppe aufrief. Ich kannte den Ablauf – zwanzig oder fünfundzwanzig von uns würden in einen Gerichtsaal gebracht, in dem man eine Jury wählte. Alle anderen würden hier warten, und im Verlauf des Tages und vielleicht auch noch morgen würden weitere Gruppen aufgerufen werden. Höchstens drei Tage, und ich hätte meine Bürgerpflicht erfüllt. Ich hoffte, in dieser ersten Gruppe aufgerufen zu werden – früh rein, früh raus. Vielleicht hätte ich sogar noch Zeit, mich nach Stiefeln umzuschauen.

Ich tat, was ich immer tue – zählen –, während die Namen aufgerufen wurden. Er las die Karten aus dem Stapel in seiner Hand laut vor, mit der gelangweilten Autorität eines Mannes mit Dienstmarke, wobei er hin und wieder über die Aussprache stolperte. Ich hörte auf, als ich bei fünfundachtzig angelangt war und er noch immer vorlas. Ich sah mich im Saal um – sechs Sitze pro Reihe auf jeder Seite des Mittelgangs und ungefähr fünfundzwanzig Reihen. Nicht alle Plätze waren besetzt, aber doch fast. Wir waren also ungefähr 250? 260? Ich versuchte, grob zu überschlagen, wie viele Menschen noch saßen, als ich meinen Namen hörte. Ich stopfte meine Zeitschrift in die Tasche, nahm meinen leeren Kaffeebecher und gesellte mich zu der Gruppe, die zur Tür an der Rückseite des Saals und hinaus in den Korridor ging. Der Gerichtsdienner rief weiterhin Namen auf.

Komisch, was passiert, wenn sich die Regeln ändern. Ich war vor einer knappen Stunde mit dem Gefühl eingetroffen, als gehörte mir das Gebäude, hatte genau gewusst, wohin ich gehen, was ich tun musste, was mich erwartete. *Geschworenenpflicht, ja sicher. Vielleicht finde ich in der Mittagspause einen Laden, in dem ich eine Maniküre bekomme.* Und dann war ich plötzlich genauso orientierungslos wie alle anderen, während ich auf Anweisungen wartete und der Gruppe ins Unbekannte folgte.

»Das müssten alle sein.« Der Gerichtsdienere redete weiter, während er sich durch die Gruppe bewegte. »Falls Sie Ihren Namen nicht gehört haben, prüfen Sie die Karte, die Sie mit der Post erhalten haben, auf der steht, dass Sie heute hier erscheinen sollen. Falls auf der Karte 27. September, Saal 311, steht, sind Sie am richtigen Ort und kommen mit mir. Falls auf Ihrer Karte etwas anderes steht als 27. September und Saal 311, sind Sie am falschen Ort. Falls Sie am falschen Ort sind, müssen Sie zum Hauptbüro der Gerichtsverwaltung in Zimmer 355 gehen. Alle anderen begleiten mich zum Saal 42 im achten Stock. Bitte folgen Sie mir.«

Es dauerte mehr als eine Dreiviertelstunde, bis wir alle oben im Gerichtssaal waren. Wir benahmen uns wie eine Gruppe ungezogener Erstklässler. Wir besetzten alle Plätze, und die übrigen Personen stellten sich an die Seitenwände und in den hinteren Teil des Saals. Der Richter stellte sich vor, entschuldigte sich für die fehlenden Sitzplätze und dankte uns für unser Kommen. Er stellte uns die Vertreter der Anklage, die Verteidigung und den Beschuldigten vor und erklärte, dass wir die Gruppe wären, aus der die Anwälte zwölf Geschworene auswählen würden. Warum so viele Personen? Nun, erläuterte er, man rechne mit einer Prozessdauer von vier Monaten. Vier Tage die Woche, von zehn bis siebzehn Uhr, den gesamten Januar hindurch. Darauf erklang ein kollektiver Stoßseufzer, gefolgt von geflüsterten Gesprächen. Er wartete ab, bis sich die Unruhe gelegt hatte, und sprach dann kurz darüber, wie das Geschworenen-system funktionierte. Er sagte, dass er das Opfer zu würdigen wisse, das jeder von uns durch sein heutiges Erscheinen gebracht hatte, ganz zu schweigen davon, was von den Geschworenen erwartet wurde, die man für diesen Fall auswählte. Dann forderte er uns auf, uns ein paar Minuten Zeit zu nehmen, um einzig auf Grundlage des Zeitplans, den er genannt hatte, nachzudenken, zu reflektieren, festzustellen, ob wir wirklich in der Lage wären, dieser Jury als Geschworene zu dienen. Er war gut. Er gab einem das Gefühl, ihm etwas

schuldig zu sein, als müsste man alles geben, um eine Möglichkeit zu finden, diese äußerst bedeutende Säule unseres Rechtssystems zu stützen. Als ließe man ihn im Stich, wenn man sagte, man könne nicht. Er sagte, falls wir glaubten, dabei sein zu können, sollten wir uns einen Fragebogen vom Gerichtsdienner holen, ihn draußen im Korridor ausfüllen, ihn dann dem Gerichtsdienner zurückgeben und am Freitag wiederkommen. Falls wir dachten, dass wir es nicht schafften, sollten wir Platz nehmen. Er und die Anwälte würden sich nacheinander einzeln mit jedem, der blieb, unter vier Augen unterhalten.

Ich setzte mich hin.

Ich verbrachte den Rest des Tages dort, zu Tränen gelangweilt, weil elektronische Geräte im Gerichtssaal untersagt waren. Es war eiskalt. Ich beschäftigte mich damit zu beobachten, wie sie die Leute zu Warteschlangen aufreichten, als würde ich eine Art Kontrolle über das System erlangen, wenn ich es verstand. Es mussten immer fünf Leute gleichzeitig aufstehen und sich in der Reihenfolge ihrer Sitzplätze anstellen. Die nächsten fünf wurden aufgerufen, wenn nur noch eine Person in der Schlange vor der geschlossenen Tür stand. Ich versuchte mitzuzählen, wie viele Personen sich einen Fragebogen holten, nachdem sie ihr vertrauliches Gespräch hinter sich hatten, und wie viele ihre Karte wiederbekamen und gebeten wurden, in den Saal zurückzukehren, in dem wir uns ursprünglich eingefunden hatten, vermutlich um entlassen zu werden. Ich hatte noch sieben Personen vor mir, als man uns zum Mittagessen schickte, mit der Aufforderung, um 14.15 Uhr wieder da zu sein. Bei meiner Rückkehr fand ich mich hinter jemandem, der offensichtlich noch nie durch einen Metalldetektor gegangen war (»Was? Ich muss den Gürtel abnehmen?«), weshalb ich als eine der Letzten den Gerichtssaal betrat. Statt sieben Personen vor mir zu haben, saß ich nun in der letzten Reihe und hatte nur vier Personen hinter mir. So ging es den ganzen Nachmittag weiter – sitzen, warten. Dann endlich war ich an der Reihe. Der Richter stellte sich und die Anwälte noch einmal vor, und ich nannte meinen Namen. Ich erklärte, dass es mir meine Arbeit unmöglich machte, als Geschworene zu dienen. Dass meine Position bei der Bank Personalplanung umfasste, dass immer jemand dort sein musste, der tat, was ich tat. Sie fragten mich, wie viele wir waren, wer mich an diesem Tag vertrat und was passieren würde, wenn einer von uns krank wurde oder Urlaub nahm. Ich fragte mich, was ich stattdessen hätte sagen sollen, ob sie auch nachgehakt hätten, wenn ich behauptet hätte, ich müsse mich einer

lebensrettenden Operation unterziehen. Der Richter dankte mir für meine Zeit und bat mich, den Fragebogen auszufüllen und am Freitag wieder zu erscheinen.

TAG ZWEI

Man hatte uns in einen größeren Gerichtssaal verwiesen, aber es waren dennoch ein paar Sitze zu wenig für die Leute, die am Freitag zurückkehrten. Wie sich herausstellte, war meine Gruppe vom Dienstag die zweite Gruppe – sie hatten dasselbe zwei Wochen zuvor mit einer anderen Gruppe gemacht, und nun war Tag zwei für alle, die einen Fragebogen ausgefüllt hatten. Der Richter begann, indem er uns mitteilte, dass die Anwälte aus unserer Gruppe die Geschworenen für die Entführung und den Mord an Milo Richter 1978 auswählen würden. Ich spürte, wie ich tief Luft holte. Micheline! Ganz plötzlich ergab alles einen Sinn. Es gab einen Grund, warum ich hier war. Der Richter erklärte, dass Vertrautheit mit dem Fall keinen Ausschlussgrund darstellte. Er gestand uns zu, dass einige von uns sicherlich eine Menge wussten, andere hingegen womöglich noch nie von der Sache gehört hatten, aber dass dies weder in dem einen noch dem anderen Fall eine Rolle spielte.

Er erläuterte, wie die Geschworenenauswahl funktionierte. Man würde sechzehn zufällig ausgewählte Namen aufrufen, und diese sechzehn Personen würden sich auf die Geschworenenbank setzen, wo der Richter jedem eine Reihe von Fragen stellen würde. Auf Grundlage der Antworten auf die Fragen des Richters würden die Anwälte entscheiden, dass einer oder mehrere der sechzehn nicht für den Fall geeignet waren, worauf man sie entlassen würde. Weitere Namen würden aufgerufen, und der Richter würde diesen neuen Personen dieselben Fragen stellen. Sobald sechzehn Personen die Fragen des Richters überstanden hatten, würden die Anwälte sie als Gruppe ansprechen. All das würde im Gerichtssaal vonstatten gehen. Wir würden alle anwesend sein. Keine Telefone, keine Computer. Er begann über die Wichtigkeit einer unvoreingenommenen Jury zu sprechen, und ich hörte nicht länger zu.

Micheline. Ich hatte seit Jahren nicht mehr an sie gedacht, aber ich konnte sie vor meinem inneren Auge sehen, als hätte ich sie gestern zuletzt getroffen. Diese Zöpfe. In der Schule nannten alle sie Zöpfchen. Zöpfchen Grady. Weil Micheline für unsere verschlafene New-Jersey-

Stadt zu lang, zu kompliziert war. Doch ich nannte sie immer nur Micheline. Ich hatte allein in meinem Zimmer geübt, gelernt, den Namen richtig auszusprechen, wie sie es tat, wie ihre Mutter es tat.

Micheline und ich waren beste Freundinnen. Ich hatte sie mir aus einer Klasse voller Erstklässler ausgesucht, wie man sich den schönsten Apfel aus einem Korb am Marktstand wählt. Sie war meine erste Freundin, die wahrhaft mir gehörte, deren Mutter keine Freundin meiner Mutter war, die man mir nicht mit dem Befehl aufgedrängt hatte, miteinander zu spielen, während sich die Erwachsenen unterhielten. Natürlich hatte ich sie gewählt. Schon beim ersten Mal, als ich sie sah, konnte ich den Blick nicht von ihr abwenden. Sie war anders, nicht wie der Rest von uns. Nicht nur ihr Name, auch ihre Manieren, ihr Akzent, ihre Kleidung. Sie trug Petit Bateau, der Rest von uns Kleidung von Danskin, die unsere Mütter aus den Billigläden mitbrachten.

Alle wollten mit ihr befreundet sein. Sogar Mrs Turner mit ihren dicken Knöcheln und der Brille an einer Kette um den Hals war vollkommen bezaubert von Micheline. Was mich so verblüffte, selbst damals schon, mit sechs Jahren, war, dass sie auch mich wählte. Sie war meine beste Freundin und ich ihre, mit einer solch absoluten Gewissheit, die ich seitdem nie mehr verspürt habe. Bei nichts. Wir waren Zöpfchen und Nicki. Micheline und Veronica.

Der Richter schickte uns für eine zehnminütige Pause in den Korridor. Er sagte, bei unserer Rückkehr würde man die erste sechzehnköpfige Gruppe aufstellen und anfangen. Es sollte den ganzen Tag dauern, unterbrochen von einer Mittagspause von 13 Uhr bis 14.15 Uhr. Ich griff nach meiner Tasche, schaltete mein Handy ein und gesellte mich zu der Menge, die aus dem Gerichtssaal strömte. *Bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf*, wiederholte ich stumm. In der Warteschlange vor der Damentoilette scrollte ich durch die Mails, die gekommen waren, während mein Smartphone ausgeschaltet war. *Bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf*. Ich steckte mein Smartphone wieder ein, ohne eine der Mails geöffnet zu haben. *Lasst mich das machen*, dachte ich. *Lasst mich das in Ordnung bringen. Lasst mich das für Micheline tun*.

Bis wir alle wieder im Saal waren, Platz genommen hatten und anfangen konnten, vergingen fünfundzwanzig Minuten. Der Gerichtsdienner begann Namen von Karten zu lesen, die er aus so einer Metalltrommel, zog, die man mit einer Kurbel drehen konnte. *Bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf*. Er las einen Namen vor und

buchstabierte ihn dann, erst den Vor-, dann den Nachnamen, vermutlich um sicherzustellen, dass der Gerichtsschreiber sie richtig notierte. Ich saß aufrecht da und rutschte ein wenig nach links, damit der Gerichtsdienner mich deutlich sehen konnte, falls er aufblickte. Er rief zehn Namen auf. Noch sechs. Ich schloss die Augen und atmete tief ein. *Bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf, bitte ruft mich auf.*

Er rief mich nicht auf.

Ich war enttäuscht, wusste jedoch, dass es noch weitere Gelegenheiten geben würde, meinen Namen aufzurufen. Ich hörte aufmerksam zu, was der Richter zu den sechzehn Gewählten sagte. Er stellte jedem einzelnen dieselben Fragen, in derselben Reihenfolge, einem nach dem anderen. Als er die vierte Person befragte, konnte ich die Fragen auswendig. »Wo in Manhattan leben Sie?«, »Woher stammen Sie ursprünglich?«, »Welchen Schulabschluss haben Sie?«, »Sind Sie gegenwärtig berufstätig?«, »Welcher Arbeit gehen Sie nach?«, »Wer lebt mit Ihnen in Ihrem Haushalt?«, »Sind Ihre Kinder im schulfähigen Alter?«. Es würde einfach sein. Ich lebte seit fast dreißig Jahren an der Upper East Side, wohin ich nach meinem Abschluss gezogen war. Ich lebte allein, hatte keine Kinder, arbeitete nicht mit Kindern. »Sind Sie oder ein Familienmitglied oder enge Freunde jemals Opfer eines Verbrechens gewesen?«, »Arbeiten Familienmitglieder oder enge Freunde von Ihnen für die Strafverfolgungsbehörden?«, »Kennen Sie irgendjemanden, der wegen eines Verbrechens angeklagt oder verurteilt wurde?«, »Was machen Sie gern in Ihrer Freizeit?«. Die meisten antworteten so leise, dass ich sie nicht richtig verstehen konnte, obwohl die Anwälte sie immer wieder aufforderten, lauter zu sprechen. Die Leute, die in den ersten Reihen auf der rechten Seite des Saals nahe der Richterbank saßen, lachten über die Antwort einer Dame auf die Frage, mit wem sie zusammenlebte. Ich blickte hinüber und sah, dass auch der Richter lächelte. Ich fragte mich, was sie wohl gesagt hatte.

Als der Typ in dem Buffalo-Bill-Shirt bejahte, dass er oder ein enger Freund oder ein Familienmitglied Opfer eines Verbrechens gewesen war, fragte der Richter, ob er dies in seinem Fragebogen erläutert hatte, und der Typ sagte: »Ja.« Scheiße. Ich erinnerte mich an die Frage, aber ich hatte sie beantwortet, ohne großartig nachzudenken. Ich war ziemlich sicher, dass ich »Nein« geschrieben hatte. Oder falls »Ja«, hatte ich nur daran gedacht, wie mir in Paris einmal das Portemonnaie geklaut worden war, weshalb ich vermutlich so was geschrieben hatte wie »Taschendiebstahl, 1984«. Ich hatte nicht gelogen. Zumindest nicht

absichtlich. Ganz ehrlich, ich dachte an Micheline nicht auf diese Weise. Wir waren acht Jahre alt.

Dass ich auf meinem Fragebogen nichts dazu geschrieben hatte, schien mir ein weiteres Zeichen, dass es mir bestimmt war, hier zu sein. Dass es einen Grund für meine Anwesenheit gab. Ehe ich wusste, worum es bei diesem Fall ging, hätte ich die Frage einfach mit »Ja« beantwortet und etwas über die Geschehnisse schreiben können, und ich war ziemlich sicher, dass dies gereicht hätte, um mich nach Hause zu schicken. Was ich zu diesem Zeitpunkt gewollt hatte, richtig? Deshalb war es nicht so, als hätte ich absichtlich nichts erwähnt. Ich *wollte* entlassen werden. Hätte ich mich daran erinnert, hätte ich »Ja« geschrieben.

Nachdem der Richter die siebte Person befragt hatte, machten wir Mittagspause. Ich lief durch die Gegend und fragte mich, was ich tun sollte. Sollte ich es ihnen sagen oder nicht? Selbstverständlich wusste ich, dass ich das tun sollte. Sie stellten diese Frage nicht ohne Grund. Und wir hatten geschworen, einen Eid abgelegt oder so, die Wahrheit zu sagen. Doch wenn ich sie sagte, würde sie das gegen mich einnehmen. Sie würden davon ausgehen, dass ich nicht unvoreingenommen sein konnte. Dass ich nicht zwischen diesem Fall und dem, was Micheline zugestoßen war, unterscheiden konnte.

Nach der Mittagspause machten sie an dem Punkt weiter, an dem sie aufgehört hatten. Der Richter fuhr fort, dieselben Fragen zu stellen, und die Personen auf der Geschworenenbank fuhren fort, sie zu beantworten. Ich schloss die Augen.

Ganz plötzlich kam die Erinnerung. Sie war lebhaft wie ein Traum, und doch, ich war hellwach, mir vollkommen bewusst, wo ich mich befand, auf einem Sitzplatz im Gerichtssaal, das Raunen der Fragen und Antworten im Hintergrund. Wir waren in der zweiten Klasse. Das wusste ich, weil Miss Jordan da war, und die hatten wir in der zweiten Klasse. Wir liebten sie, weil sie so jung und hübsch war. Besonders nach Mrs Turner im Jahr zuvor. An diesem Tag besuchte ein Polizist die Klasse, um mit uns über Sicherheitsvorschriften im Verkehr zu reden. Sachen wie nach links und rechts zu schauen und die Straße nur an der Ecke zu überqueren. Als der Polizist fertig war und sich erkundigte, ob noch jemand Fragen hätte, hoben zwei Kinder die Hand, Timmy Irgendwer, der im Sommer nach der fünften Klasse fortzog, und Micheline. Timmy fragte den Polizisten, ob er schon mal eine Waffe abgefeuert hätte. Und dann fragte Micheline nach den Sicherheitsvorschriften für das Vorbeilaufen an einem Geisterhaus.